

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 2 (1892)
Heft: 2

Artikel: Ein Blick in die Urgeschichte der Schweiz : 1. Teil
Autor: Heierli, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788219>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Blick in die Urgeschichte der Schweiz.

Von *J. Heierli*.

„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich d'rauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die and're voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stillestand!
Wir seh'n sie auf-, wir seh'n sie niederwehen
Und jede Blüte ist ein Volk, ein Land“

So singt Freiligrath.

Ich möchte in den folgenden Zeilen den geehrten Lesern auch einige Blüten vom Baume der Menschheit vorführen; Blüten, die auf unserer vaterländischen Erde entstanden sind. Seit undenklichen Zeiten ist der Mensch über den Boden des Schweizerlandes dahingeschritten und hunderte von Generationen haben uns ihre Spuren hinterlassen.

I.

Es gab eine Zeit, da die Gletscher unserer Alpen weit in die Täler hinunter reichten und die Spuren davon sehen wir in den zahlreichen erratischen Blöcken, den Gletschermühlen und den alten Moränenzügen der schweizerischen Hochebene. So zieht sich zum Beispiel die Stirn- moräne des einstigen Linthgletschers in einem, freilich mehrfach unterbrochenen, Bogen mitten durch die Stadt Zürich.

Der Mensch hat auch während der Gletscherzeit Europa bewohnt und mit dem Zurückweichen der Eisströme in die Gebirge dehnte er sein Reich immer weiter aus. Den urzeitlichen Jäger finden wir am Schlusse der Diluvialzeit hart an den Grenzen unseres Vaterlandes wohnhaft. Am *Mont Salève* unweit Genf sind seine Reste in einer Höhle gefunden worden und das sog. Kesslerloch bei *Thäyngen* im Kt. Schaffhausen muss während langer Zeit von ihm bewohnt worden sein. Als diese Höhle untersucht wurde, fand man eine mehrere Dezimeter dicke Lehmschicht, welche Knochen von Tieren und Geräte des Menschen bewahrte. Es war eine merkwürdige Fauna, die sich da zeigte: manche Knochen gehörten Tieren an, die heute nicht mehr in unsern Gegenden vorkommen, wie Edelhirsch, Bär, Luchs, Wildkatze, Wolf, Singschwan. Dann aber sind auch Formen vertreten, wie Steinbock,

Gemse, Alpenhase und Murmeltier, die heute auf den hohen Bergen leben, und andere, wie Ren, Vielfrass und Eisfuchs, die jetzt nur im Norden unseres Erdteils zu finden sind. Einige Tiere, welche in Thäyngen ihre Knochen zurückgelassen, sind seither ganz vom Erdboden verschwunden, wie das Mamut, ein Elefant mit langhaarigem Fell, dessen Leiche im Eise von Sibirien aufgefunden wurde. Dieser Riese lebte in kalten Gegenden und nährte sich von jungen Zweigen und Knospen der Nadelhölzer. Sein Begleiter war das wollhaarige Rhinoceros, dessen Kadaver ebenfalls, in sibirisches Eis gehüllt, auf uns gekommen ist. Ausser diesem Nashorn kam in Thäyngen der Höhlenlöwe vor und eine ausgestorbene Stierart: *Bos primigenius*, dessen Verwandter, der Wisent, der ebenfalls im Kesslerloch gefunden wurde, unter dem Schutz der russischen Regierung heute noch in einigen hundert Exemplaren in Litthauen und im Kaukasus lebt. Diese Tierwelt zeigt, dass zu der Zeit, da die Höhle bei Thäyngen bewohnt war, ein kälteres Klima als heute in der Gegend herrschte, und zu demselben Schlusse führt eine Betrachtung der Flora der Rentierzeit, wie sie sich in einem Fundorte des südlichen Württemberg, bei der Moräne des alten Rheingletschers, an der Schussenquelle präsentirt.

Die Geräte des Höhlenbewohners von Thäyngen bestanden aus Stein, Knochen und Horn. Er wusste nicht den Ton zu Gefässen zu formen, er verstand nicht, Geflechte und Gewebe zu erstellen, Viehzucht und Ackerbau waren ihm unbekannt, ebenso Metalle und doch fand er Mittel und Wege, seinen Körper zu schmücken und seinen Kunstsinn zu betätigen.

Die Steingeräte der Troglodyten bestanden fast ausnahmslos aus Feuerstein, der bis in späte Zeit hinein noch benutzt wurde. Im Kesslerloch fand man Silexsplitter, die als Messer und Schaber, als Speer- und Lanzenspitzen gebraucht werden konnten. Auch die Kernstücke, von welchen jene Formen abgesplittert wurden, sind in der Höhle zum Vorschein gekommen. Mit Feuersteinäxten und -Messern wurden die Knochen und das Horn des Rens bearbeitet. Man schnitt Ahlen und Pfrieme heraus und polirte sie. Manche dieser Ahlen sind mit Löchlein versehen worden und gleichen in ihrer Feinheit unsern heutigen Nähnadeln. Die markführenden Knochen wurden häufig zerschlagen, um deren wohlschmeckenden Inhalt zu gewinnen, andere schliiff man auf einer Seite zu, um sie als Dolche oder Speerspitzen benutzen zu können. Diese Stücke sind oft verziert, ähnlich den Harpunen, die der Höhlenbewohner mit grossem Geschick aus Knochen oder Rentierhorn zu erstellen wusste.

Zähne des Höhlenbären wurden an ihrer Wurzel durchbohrt und als Schmuck um den Hals getragen. Auch polirte Knochen konnten diesem Zweck

dienen. Wenn aber der Bären- oder Rentierjäger auf seinen weiten Wanderungen etwas fand, was ihm gefiel, so nahm er es mit „nach Hause“. So ist es erklärlich, dass wir im Höhlenschutt des Kesslerloches durchlochte Versteinerungen antreffen, die auch zum Schmuck verwendet wurden. Interessanter aber sind zierliche Gehänge und Perlen aus Gagat oder Pechkohle, welche letztere wahrscheinlich weit von Thäyngen entfernt, im südlichen Württemberg gefunden und „heimgebracht“ wurde. Unter den Knochenartefakten sind solche, die besonderes Interesse erregen. Sie haben die Form durchbohrter Stäbe und sind oft mit Kerben, vielleicht Eigentumszeichen oder aber Marken zur Erinnerung an gewisse Ereignisse, verziert. Diese Knochen werden in Analogie der Würdezeichen gewisser Eskimostämme „Kommandostäbe“ genannt. Sie tragen häufig prachtvolle Zeichnungen, die eine hohe Kunstfertigkeit der Höhlenbewohner beweisen. Mehrere solcher Knochenzeichnungen sind auch im Kesslerloch in Thäyngen zum Vorschein gekommen.

Was zeichnete denn der Troglodyte? Mit Feuersteinsplittern wurde auf Rentierhorn das Ren geritzt, das Schwein, das Pferd u. s. w. Aus einer französischen Höhle kennen wir sogar ein Mamutbild und mehrere Darstellungen des Menschen. Die oberwähnte Grotte am Mont Salève hat die Zeichnung eines Pflanzenzweiges geliefert. Unter den Einzeichnungen von Thäyngen ragt ein Bild vor allen andern hervor. Es befindet sich gegenwärtig im Rosgarten-Museum in Konstanz und zeigt ein weidendes Ren in solcher Naturwahrheit, dass wir uns nur fragen müssen, wie ein Mensch, der nie in einer Zeichenschule gelernt, so etwas zu stande brachte. Und dieses Bild steht nicht allein. Eine Pferdedarstellung im Museum von Schaffhausen steht dem Rentierbilde nicht viel nach. Es fanden sich aber im Kesslerloch nicht bloss Zeichnungen, sondern auch eigentliche Skulpturen. Eine derselben stellt ein Pferdeköpfchen vor und eine andere repräsentirt den Kopf eines Mochusochsen, welches Tier heute nur noch im hohen Norden Amerikas anzutreffen ist.

Diese Kunstfertigkeit der Höhlenbewohner wird uns erst verständlich, wenn wir hören, dass es auch heute noch zahlreiche Naturvölker gibt, die im Zeichnen und Bildschnitzen Bedeutendes leisten. Die Reisenden in Südafrika erstaunten über die Felsmalereien der Buschmänner; Nordeskjöld traf auf seiner Reise vom Norden Europas nach der Behringstrasse in den Tschuktschen ein Volk, das noch in der Steinzeit lebt, also das Metall nicht kennt, aber dieses selbe Volk zeichnet und schnitzt mit ziemlicher Gewandtheit. Fast unübertroffen im Zeichnen sind die Eskimo und von den Aläuten sind Elfenbeinschnitzereien nach Europa gekommen, die zeigen, dass eine niedrige Kulturstufe sich ganz wohl

mit einer verhältnismässig hohen Entwicklung der darstellenden Kunst verträgt.

Die Periode der Urzeit, wo der Stein das wichtigste Material bildete zu Geräten und Werkzeugen, zu Waffen und oft sogar zu Schmuckgegenständen, heisst Steinzeit. Die Epoche der Höhlenbewohner gehört derselben an. Unser Land hat aber auch noch andere Funde aufzuweisen, die ebenfalls der Steinzeit angehören. Es sind Reste von Gebäuden, die auf Pfählen über dem Spiegel der Seen standen, oder es sind Landansiedlungen und Gräber oder Grabhügel. Aber die eben genannten Fundgruppen lassen sich nicht in Beziehung bringen mit dem, was die Höhlen bieten.

Was ist aus den Nachkommen der Höhlenbewohner geworden? Wir wissen es nicht. Eine grosse Kluft trennt die paläolithische Steinzeit, in welcher die Höhlenbewohner lebten, von der neolithischen Zeit der Pfahlbauer und der Steinzeitgräber. Während in der erstern eine zum teil ausgestorbene Tierwelt zu finden war, lebten in der letztern Tiere, die mit Ausnahme des Urstiers auch heute noch irgendwo auf der Erde vorkommen. Vergebens sucht man die nordischen Formen, wie das Ren, das in der einzigen Höhle bei Thäyngen in ca. 250 Exemplaren nachgewiesen wurde, in den Pfahlbauten, vergebens den Steinbock oder den Alpenhasen. Aber anderseits ist noch nie in einem Pfahlbau die Spur von einer jener prächtigen Zeichnungen oder Schnitzereien, wie sie bei den Troglodyten gefunden wurden, zum Vorschein gekommen. Unbekannte Jahrzehntausende liegen zwischen der Zeit der Höhlenbewohner und derjenigen der Pfahlbauer.

Während in der paläolithischen Steinzeit die — fast nur aus Si lex bestehenden — Steingeräte roh zugehauen waren, sind sie in der neolithischen Periode zumeist gut geschliffen und polirt und bestehen aus den verschiedensten Gesteinen. Es kommen sogar Materialien vor, wie die Nefritoiden, deren eigentliche Heimat noch immer nicht mit der wünschbaren Sicherheit festgestellt werden können. Der Neolithiker kennt die Technik des Webens, er weiss den Ton zu Gefässen zu formen, seine Werkzeuge und Waffen sind mannigfaltiger, ihre Form ist zweckmässiger. Er wohnt nicht mehr in Höhlen oder unter Felsdächern, sondern versteht Hütten zu bauen; er durchstreift nicht mehr als Jäger das Land, sondern auf den Jagdzügen, die er hie und da noch unternimmt, begleitet ihn der treue Hund und zu Hause besitzt er zahme Rinder, Ziegen und Schafe, sowie Schweine. Aber er hat auch die Kulturstufe des viehzüchtenden Nomaden überschritten und ist sesshafter Ackerbauer geworden, der auf seinen Feldern neben dem

Winterfutter für das Vieh den Flachs pflanzt, aus dem seine Frauen und Töchter den „schneeigten Lein“ bereiten; er kultiviert eine ganze Reihe von Getreidearten zur Nahrung für sich und die Seinen. Die Kultur der neolithischen Steinzeit ist eine viel höhere und darum wohl auch bedeutend jüngere als diejenige des paläolithischen Zeitalters.

Die merkwürdigste Erscheinung der neolithischen Zeit sind die Pfahlbauten. Als im Winter 1853/54 das Niveau des Zürichsees so tief stand, wie seit Menschengedenken nie, da benutzten die Uferbewohner diesen Umstand zur Erstellung von Anlagen und zum Reinigen der kleinen Buchten oder Rohrhäben. Solche Arbeiten wurden auch bei Obermeilen vorgenommen. Da kamen beim Ausheben von Schlamm aus dem Seegrund alte, weiche Pfähle zum Vorschein und zwischen denselben fanden sich primitive Geräte und Waffen, sowie Schmucksachen. Der Lehrer des Ortes, Herr Äpli, dem von Schülern Steinbeile, Knochengeräte u. s. w. gebracht wurden, erkannte, dass da einst Menschen auf Pfahlgerüsten über dem See gelebt und berichtete seine Entdeckung dem Gründer der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Dr. Ferd. Keller. Dieser untersuchte den Fund und forschte auch anderorts nach Pfahlbauten. Nicht nur im Zürichsee, sondern auch im Bieler-, Neuenburger- und Genfersee wurden solche Ansiedlungen entdeckt. Auch im Bodensee fanden sie sich und selbst in kleinern Seen, wie in denjenigen von Pfäffikon, Greifensee, bei Zug, bei Wauwil, im Baldegger- und Sempachersee. Gegenwärtig sind etwa 250 Stationen in der Schweiz bekannt. Am Südfusse der Alpen wurden ähnliche Bauten gefunden, ebenso in Österreich und Frankreich. Man erkannte, dass das System der Pfahlbauten aber auch in der Neuzeit noch Nachahmung gefunden, und es gelang, in Afrika und Amerika, in Ozeanien und Asien Völkerschaften namhaft zu machen, die heute noch auf Pfählen wohnen oder zu einer gewissen Periode der Vergangenheit in Pfahlhütten gelebt haben. Kein Erdteil ist ohne Pfahlbauten und diese sind auch nicht an eine besondere Epoche gebunden. Wo man aber nach dem Grunde fragt, der die Leute zu dieser Art des Wohnbaues, welcher gar nicht immer bloss über dem Wasser erstellt wurde oder erstellt wird, veranlasste, so ergibt sich in letzter Instanz immer das Suchen nach Schutz. Wie der Battaker auf Sumatra dem Tiger zu entrinnen hofft, wenn er seine Nachtruhe in einer Hütte hoch über dem Boden sucht, so flüchtet sich der Indianer Venezuelas vor den Moskitos aufs Wasser. Der Nikobarese im indischen Ozean hofft, den Fieberdünsten des Bodens zu entgehen, indem er seine Hütte auf Pfahlroste stellt und die Manganja am Schire, einem Nebenflusse des Zambesi, erbauten ihre leichten Häuschen im Papyrus-Dickicht

des Pamalombe-Sees, damit ihre Todfeinde, die Ajawas, sie nicht finden. Die Pfahlbauer unserer Seen fanden aber in ihren Hütten nicht bloss den gesuchten Schutz vor wilden Tieren und feindlichen Menschen, sondern der fischreiche See bot auch reichliche Nahrung und bildete zugleich die Strasse, die den Nachbar zum Nachbarn führte.

Nicht alle Pfahlbauten der Schweiz gehören der Steinzeit an, da in manchen derselben auch viele Bronzesachen gefunden wurden. Gerade der erst entdeckte Pfahlbau, Obermeilen, bildet ein Bindeglied zwischen der Steinzeit und der nachfolgenden Periode, wo das Metall, resp. die Bronze, das wichtigste Nutzmaterial war.

Bei den steinzeitlichen Pfahlbauten muss man zwei Formen unterscheiden: Die Rost- und die Packwerkbauten. Zu der letztern Art gehören nur wenige Stationen, wie z. B. Wauwil im Kt. Luzern. Denken wir uns ein Floss auf beiden Seiten durch einige lotrechte Pfähle festgehalten, so dass es wohl mit dem Wasserspiegel sich heben und senken, nicht aber seitlich ausweichen kann; denken wir uns ferner auf dem Flosse eine Hütte erstellt, in welcher eine Familie ihr einfaches Dasein lebt, so haben wir das Bild eines Flossbaues. Wenn im Lauf der Zeit die Hölzer sich mit Wasser füllen und zu sinken beginnen, so wird Reisig aufgelegt; man sucht durch Steinbetten oder Tonlagen das Wasser zurückzuhalten und endlich wird über das Ganze ein zweites Floss gelegt. Auch dieses sinkt später einmal und dieselben Mittel kommen nochmals zur Anwendung. So geht es fort, bis das unterste Floss auf dem Seeboden aufliegt und der Raum von demselben bis zum Wasserspiegel mit Faschinen, Kieslagern, Reisig und Lehmschichten ausgefüllt ist. Dann haben wir den Packwerkbau, wie er sich im Pfahlbau Wauwil, unfern des Sempachersees, und in Niederwil bei Frauenfeld präsentirt.

Anders wurden die zahlreichen Rostpfahlbauten erstellt, wie z. B. Robenhausen im Pfäffikersee. Da schlug man in Abständen von je einem halben Meter Pfähle paarweise in den weichen Seegrund, legte auf die Pfahlköpfe Verbindungsbalken und auf diese Querhölzer, wodurch eben eine Plattform, ein Rost entstand, auf welchen die Hütten zu stehen kamen.

Die meisten Pfahlbauten sind durch Feuer untergegangen. Manchmal erhob sich an derselben Stelle ein neuer Bau, wie z. B. in Steckborn, wo man 2, in Robenhausen, wo man auf einer gewissen Fläche des jetzigen Torfmoores die Reste von 3 steinzeitlichen See-Ansiedlungen übereinander konstatirt hat, jeweilen getrennt durch eine meterdicke Torfschicht. Wenn ein Pfahlbau verbrannte, so fielen nicht nur die Trümmer der Hütten, sondern auch deren Inhalt in die Tiefe des Sees, wo schon

Küchenabfälle aller Art Platz gefunden hatten. Über den Schutthaufen legte sich der Schlamm oder es bildete sich eine Torfdecke. Dadurch, dass da unten alles fast luftdicht abgeschlossen war, haben sich auch ganz kleine Gegenstände Jahrhunderte hindurch unversehrt erhalten können.

Was sind es denn aber für Objekte, die man in den Pfahlbauten gefunden hat? Es sind Reste von Pflanzen und Tieren, hauptsächlich aber Produkte von Menschenhand, wie Waffen, Geräte und Schmuck.

Was zunächst die W a f f e n unserer Steinzeit-Pfähler angeht, so sind Bogen und Pfeil weit verbreitet. In einigen Stationen, wie z. B. Ermatingen am untern Bodense, kommen Feuersteinpfeilspitzen so häufig vor, dass man glauben möchte, es habe die Bevölkerung daselbst mit diesen Dingen Handel getrieben. Ganz ähnlich zeichnet sich Moosseedorf unweit Bern durch seine Feuerstein-Manufaktur aus, Robenhausen, Irgenhausen und Murten durch Gewebe und Geflechte, St. Aubin durch seine zahlreichen Hirschhorn-Artefakte. Keulen sind nicht selten gefunden worden und die Steinaxt hat wohl nicht bloss als Geräte gedient, sondern wurde auch auf die Jagd mitgenommen oder im heissen Kampf geschwungen. In ähnlicher Weise diente das Feuerstein-Messer als Werkzeug und zugleich als Waffe, als Dolch.

Gar mannigfach waren die G e r ä t e der Pfahlbauer. Ich nenne zuerst die Hausgeräte, unter welchen Ton-, Holz- und Horngeräte besonders zahlreich sind. Die Töpferei, die, wie heute noch bei vielen Völkern auf niedriger Kulturstufe, von Frauen betrieben wurde, weist die verschiedensten Formen von Gefässen auf. Neben den offenen Schalen, Schüsseln und Tellern erscheinen zylindrische Becher, Töpfe, Urnen und sogar Krüge. Der Töpfer oder die Töpferin wollte dem Gefäss nicht nur eine gefällige Form geben, sondern es erhielt noch Verzierungen, Ornamente. Auch die Bereitung des Brotes wird Pflicht der Frauen der Pfahlbauer gewesen sein. Man fand in den Kulturschichten der See- gründe häufig genug grosse Steine, Mühlen, auf denen mit Hilfe von handgerechten Quetschern das Getreide zu Mehl zermalmt wurde. Ich will nicht unterlassen, da ich doch von der Frauenarbeit spreche, auch die Textil-Industrie zu berühren. Der Flachs, den die Pfahlbauer auf ihren Äckern pflanzten, wurde zu Leinwand verarbeitet. Hecheln, aus zusammengebundenen Rippen erstellt, zerteilten die Fasern der Pflanzen, die zersponnen wurden, wie die zahlreichen Spinnwirtel bezeugen. Der Faden aber wurde von den fleissigen Frauenhänden zu allerlei Arbeit verwendet. Man fand Näh- und Stricknadeln, Knoten, Netze der verschiedensten Art, Geflechte, Gewebe und sogar Stickereien. Webgewichte

scheinen anzudeuten, dass sich die Pfahlbauerinnen des aufrechten Webstuhls bedient haben. Fransen und Quasten mögen zur Verschönerung der leinenen Kleider gedient haben, und zudem besass der Pfähler dreierlei Farben, um seinen Stoffen ein erfreuenderes Aussehen geben zu können. Aus der *Reseda luteola*, dem Wau, entnahm er einen gelben Farbstoff, *Sambucus Edulus*, der Attich, lieferte das Blau und der Roteisenstein das Rot.

Ausser Hausgeräten fand man in den Steinzeit-Stationen auch Werkzeuge für den *F i s c h f a n g*, wie Angeln aus Knochen und Harpunen von Hirschhorn; Netze, Netzenker, Schwimmer, Quirle zum Heben der Netze und selbst die Schiffe der steinzeitlichen Fischer sind uns bekannt geworden. Es waren ausgehöhlte Baumstämme oder Einbäume, die man in mehreren Exemplaren, vollständig erhalten, den Seen entheben konnte. Auch Ruder sind zum Vorschein gekommen.

Die *V i e h z u c h t* der Pfahlbauer wird durch mehrere Geräte bewiesen, aber deutlicher noch sprechen die Knochen der Tiere selbst. Wir wissen, dass in der Steinzeit schon Rind, Schwein, Schaf, Ziege und Hund gezähmt waren. Allerdings überwiegen in den ältesten Pfahlbauten, wie Schaffis im Bielersee, die Wildtierknochen über die Reste der Haustiere. In den jüngern Stationen nehmen die erstern an Zahl ab, in der Bronzezeit aber überragt der Haustierbestand weit die Ergebnisse der Jagd und es werden die Geräte zahlreicher, welche dem Viehzüchter dienen.

Was den *A c k e r b a u* anbetrifft, so ist bereits erwähnt worden, dass einige Pflanzen Farbstoffe lieferten, dass der Flachs angebaut und Getreide kultivirt wurde. Die ganze in Pfahlbauten nachgewiesene Flora besteht in ca. 120 Arten, worunter Bäume, Sträucher und besonders Getreidearten vorkommen. Unter den letztern finden sich zwei Sorten von Gerste, drei Sorten Weizen, Hirse, Fennich und ausserdem lieferten noch andere Pflanzen Nährstoffe, wie die Wassernuss, die Beerenpflanzen, Haselstrauch, Buche, die Obstbäume, die zum Teil kultivirt worden sein dürften.

Das *H a n d w e r k s g e r ä t* fehlt bei den Pfahlbauern, wo jeder Mann alle möglichen Gegenstände selber anfertigen musste, selbstverständlich nicht. Die Beile sind zu tausenden vorhanden, auch Meissel aus Stein, Knochen und Holz; Schaber, Sägen und Messer aus Feuerstein; Ahlen, Pfrieme und Bohrer aus Horn, Knochen und Stein; Hämmer, Schleif- und Wetzsteine und dazu kommen oft noch Artefakte, deren Gebrauch wir nicht kennen.

Das Leben des Steinzeitmenschen entbehrte nicht jeden Reizes. Sie selbst haben aber auch das ihrige beigetragen zur Verschönerung des Daseins: sie schmückten sich, wo und wie es nur immer ging. Ich glaube nicht, dass ein einziger Pfahlbau entdeckt worden sei, in dessen Trümmern man nicht zahlreiche Schmucksachen angetroffen hätte. Im Haar trugen die Frauen Nadeln und Kämme, um den Hals hingen Schnüre mit Perlen und Gehänge aller Art; Arme und Beine waren mit Ringen und Spangen versehen. Wenn in der Steinzeit der Schmuck noch ärmlich genannt werden muss, so ist derselbe sehr reich in den Pfahlbauten der Bronzezeit, hat doch die einzige Station Wollishofen etwa 1500 Schmucknadeln auf uns kommen lassen.

Gegen das Ende der Steinzeit erscheint das Metall und zwar das Kupfer. Es gibt einige Pfahlbauten, wie z. B. Vinelz im Bielersee, die man als Kupferstationen bezeichnet, weil zahlreiche kupferne Geräte in denselben zum Vorschein kamen in Form von Ahlen, Meisseln, Dolchen, Gehängen und Perlen. In andern Übergangsstationen zwischen Stein- und Bronzezeit trifft man keine kupfernen Geräte, wohl aber einige Bronzen an, die in ihrer Vereinzelung ihren fremden Ursprung verraten.

In der neolithischen Steinzeit haben aber nicht etwa alle Leute über den Seen gewohnt, sondern es gab auch Ansiedlungen auf dem Festlande. Wenn diese auch grösstenteils spurlos verschwunden sind, so hat man doch einige derselben finden können, z. B. im Siggenthal, Kt. Aargau.

Wo aber sind die Gräber der Steinzeitleute? Es ist das Auffinden solcher Gräber zumeist dem Zufall anheimgestellt, denn erst gegen den Schluss der Epoche scheint die Sitte Eingang gefunden zu haben, den Verstorbenen zu Ehren Grabhügel zu errichten. In der Höhle Dachsensbühl unfern Schaffhausen fand man zwei Skelette, welche im Höhlenboden begraben lagen. Neben ihnen lagen Schmucksachen und ein Knochenmeissel, alles Dinge, die mit Funden aus Steinzeit-Pfahlbauten übereinstimmten. Das Ganze war umgeben von einem viereckigen, trockenen Mäuerchen aus Felssteinen.

Eine andere Gräbersitte wurde in der Gegend von Pully und Lutry am Genfersee konstatirt. Dasselbst traf man in flacher Erde eine grosse Anzahl kleiner Steinkisten, deren Seitenwände und Deckel aus je einer Steinplatte bestanden. Die Länge dieser Kistengräber betrug im Mittel etwa 1 m, Breite und Tiefe nur ca. $\frac{1}{2}$ m. Alle hatten die Richtung Ost-West. In den Kisten waren ein oder mehrere Skelette. In einem Frauengrabe wurden neben dem Skelette mehrere gespaltene Eberzahn-Lamellen gefunden, die durchbohrt waren. Dazu kam noch eine durch-

bohrte Meermuschel. In einem andern Grabe lagen vier Leichen. Die Köpfe befanden sich in den Ecken, die übrigen Knochen in der Mitte der Kiste. Nicht selten traf man Schmucksachen an, wie Muscheln und Schnecken, Korallen und Bernstein. Eberzahn-Lamellen waren zahlreich. An Geräten kamen zum Vorschein: Steinhämmer und Feuersteinlanzen. Es ist selbstverständlich, dass die Skelette nicht in natürlicher Lage in die kleinen Kisten gebracht wurden, sondern entweder waren die Knochen von Fleisch und Sehnen entblösst, als man sie beerdigte, oder aber die Toten wurden in zusammengeknickter Stellung in das Grab gelegt. Die Hockergräber, wo die Begrabenen kauern angetroffen werden, finden sich oft in steinzeitlichen Gräbern. Man hat die Behauptung aufgestellt, dass diese Sitte folgendem Gedanken entsprungen sei: Der Mensch ist ein Kind der Erde und sein Leib wird nach dem Tode dieser seiner Mutter wieder überantwortet. Wie aber das ungeborene Kind im Mutterleibe in gekrümmter Lage den Augenblick erwartet, da es ins Leben treten darf, so soll der Tote dem Leibe der Allmutter Erde wieder in derselben Stellung, wie wir sie vor der Geburt eingenommen haben, übergeben werden. Dass dieser tiefsinnige Gedanke wirklich die Neolithiker leitete, ist nicht zu beweisen, aber sicher beweist die sorgsame Beerdigung der Toten den Glauben an eine Fortsetzung des Lebens nach dem Tode.

Eine dritte Art der Beerdigung von Toten in der Steinzeit zeigen die Grabhügel von Oberweningen und Schöfflisdorf, nördlich der Lägern. Sie gehören dem Ende der Steinzeit an. In einem derselben fand man Metallspuren, während die Grabgefäße deutlich auf die zu Ende gehende Steinzeit weisen, sowohl ihrer Form als ihrer Ornamentik nach. Da treffen wir also Hügel- statt Flachgräber und in den Hügelbrand statt Beerdigung. Die Verbrennung der Toten und die Bestattung der Reste unter Grabhügeln wird auch später noch, während der ganzen Dauer der Bronzezeit, geübt und findet sich noch tief in die Eisenperiode hinein.